

1921 als „legacy of the territorial changes in the Treaty“. Paradoxerweise konnte vor allem die Türkei Nutzen aus dem Vertrag ziehen, wie Tebinka berichtet, indem sie sich in dessen Windschatten und in Abstimmung mit Moskau gegenüber Griechenland und Armenien zu behaupten bzw. durchzusetzen verstand. Paweł Jaworski stellt im Anschluss das Dilemma der schwedischen Außenpolitik zwischen den Verträgen von Brest-Litovsk und Compiègne zur Diskussion. Die Haltung Schwedens sei durchaus ambivalent gewesen: Während es die Unabhängigkeit Finnlands begrüßte, stand es der Etablierung von Litauen, Lettland und Estland als eigenständige Staaten mit Skepsis gegenüber. Auf lange Sicht sei deren Wiedereingliederung in den russländischen Staat erwartet worden (was 1940 ja auch geschah). Dem langen Schatten des Vertrags von Brest-Litovsk widmet sich Marcin Wołoszyn, wenn er mit einem Augenzwinkern danach fragt, warum das „Bolesław Chrobry-Einkaufszentrum“ im ostpolnischen Chełm aktuell kein „König Daniels Mineralwasser“ verkauft, das 2020 von der örtlichen Wasserversorgungsgesellschaft neu auf den Markt gebracht worden ist. Der Vf. führt diese erkennbare Reserviertheit dem Mineralwasser gegenüber, das den Namen von Daniel Romanovič, ab 1254 König der Kiever Rus', trägt, auf die lange Geschichte und generelle polnische Intoleranz in Bezug auf die eigene Grenzsicherheit zurück. Dahinter stehe eine Unzufriedenheit („not fully happy“, S. 154) mit der Situation im Grenzland. W.s pessimistischer Prognose zufolge wird es wohl noch lange dauern, bis man das Mineralwasser auch in Chełm erwerben kann.

Im abschließenden Aufsatz stellt Stefan Troebst den Versuch einer Befriedung im Rahmen des bereits erwähnten Prespa-Abkommens von 2018 zwischen Griechenland und Makedonien vor. Den vielen überwiegend negativen Deutungen des Abkommens auf nationaler wie internationaler Ebene – etwa bezüglich der Möglichkeiten Griechenlands, sich in die inneren Verhältnisse Makedoniens einzumischen – hält der Vf. die überaus berechtigte Frage entgegen, was denn eine Alternative zu dem Abkommen hätte sein sollen. Troebst sieht es vielmehr als Fortschritt, wenn nicht sogar als Durchbruch mit erheblichen Stabilisierungseffekten – wobei das Postscriptum von 2021, das darlegt, wie Bulgarien die Annäherung Nordmakedoniens an Brüssel blockiert, seine positive Bewertung leider doch wieder erheblich relativieren muss. Den Schluss des Sammelbandes, der lobenswert akkurat redigiert wurde und zur besseren Übersicht jeweils mit farbigen Landkarten vor den einzelnen Friedensabteilungen untergliedert ist, bildet das in seinem Umfang und seiner thematischen Vielfalt überaus beeindruckende Publikationsverzeichnis Lübkes (S. 165–178), gefolgt von einer Liste der am Band beteiligten Autoren.

Der Band mit seinen teils in deutscher, teils in englischer Sprache abgefassten, durchweg spannenden wie innovativen Beiträgen bietet eine wertvolle Retrospektive auf 1000 Jahre Friedensschlüsse in Ostmitteleuropa und ist in jedem Fall eine würdige Veröffentlichung zum 65. Geburtstag des um die Erforschung der Geschichte und Kultur des Raumes nicht zuletzt ausweislich seiner Respekt erheischenden Veröffentlichungsliste hoch verdienten Christian Lübke.

Kiel

Oliver Auge

Gerd Althoff: Gott belohnt, Gott straft. Religiöse Kategorien der Geschichtsdeutung im Frühen und Hohen Mittelalter. wbg Academic. Darmstadt 2022. 312 S., Ill. ISBN 978-3-534-27431-4. (€ 70,-)

Der Mediävist Gerd Althoff verbindet in dieser Studie früh- und hochmittelalterliche Historiografie und religiöse Vorstellungen. Er schließt dabei an einen Trend an, wie jüngere Arbeiten zeigen.¹ Sein Werk ist ausschließlich auf die Dialektik zwischen Gott und Herrschenden (Papst, Kaiser, Königen) in historiografischen Werken ausgerichtet, andere

¹ Z. B.: HANS-WERNER GOETZ: Gott und die Welt. Religiöse Vorstellungen des frühen und hohen Mittelalters, Bd. 1–4, Berlin – Göttingen 2011–2016.

soziale Gruppen (z. B. Bürger, Geistliche oder weltliche Adelige) werden nur marginal behandelt, hier ist der Titel etwas irreführend.

Von der Erkenntnis ausgehend, dass mittelalterliche Menschen während ihrer Lebenszeit immerfort um „ihr ewiges Seelenheil“ bemüht sein bzw. „die ewige Verdammnis“ fürchten mussten (S. 9), ergibt sich die Leitfrage: Welche Strategien nutzten Historiografen, um ihre zeitgenössischen königlichen und päpstlichen *counterparts* als gottbegünstigt oder als gottgestraft darzustellen? A. stellt die beiden Hauptmotive der mittelalterlichen Autoren für ihr Vorgehen heraus: Entweder wollten sie über ein „religiöses Argument“ die Menschen von Sünden abzuhalten oder über ein „politisches Argument“ die Position der gegnerischen Seite schwächen (S. 29). Dass Historiografen bezüglich der Darstellung ihrer Partei oder ihres Auftraggebers alles andere als neutral unterwegs waren, ist natürlich wohlbekannt – es sei jedoch noch nicht danach gefragt worden, so betont es Althoff, „in welchem Ausmaß aber die Parteizugehörigkeit diese Wertungen beeinflusst oder gar bestimmt hat“ (S. 29). Zudem fragt er danach, ob sich über die Jahrhunderte (6.–13. Jh.) eine Veränderung bei den Darstellungsstrategien der Autoren feststellen lässt.

Das Werk ist streng chronologisch gegliedert: Nach einer längeren Einleitung werden in fünf etwa gleich langen Kapiteln die Merowinger, Karolinger, Ottonen, Salier und Staufer behandelt. Als Quellengrundlage dienen die jeweils bekanntesten Chronisten für die einzelnen Epochen im Frankenreich und im Heiligen Römischen Reich (u. a. Gregor von Tours, Widukind von Corvey, Lampert von Hersfeld, Helmold von Bosau, Otto von Freising). Hier wurde vielleicht eine Chance vertan: Man hätte auch viele ostmitteleuropäische Chronisten (Gallus, Cosmas etc.) hinzuziehen können, die sich ihrerseits immer wieder zu Politik, Gottes Hilfe bzw. Abwesenheit und deutschen Königen geäußert haben, zumal das Leitmotiv in den zitierten Werken eigentlich durchweg Gott als Schlachtenhelfer oder Konfliktlöser (u. a. bei Missionsaufgaben gegen die Heiden) ist. Andere Kategorien, wie z. B. Gott als Initiator und Unterstützer bei Kirchen- oder Klosterbauten, werden auffällig selten berührt. Wie immer in seinen Werken arbeitet A. angenehm quellenah, es werden längere Textstellen der behandelten Werke zitiert und deren Aussagen sogleich analysiert.

Der Reihe nach seien einige interessante Beobachtungen hervorgehoben: Im zweiten Kapitel stellt A. fest, dass zwei Phänomene die frühe Phase der Missionierung (7.–11. Jh.) kennzeichneten: die Verzahnung der Mission mit der Politik sowie die frühmittelalterliche Vorstellung, dass transzendente Mächte zugunsten der Gläubigen eingriffen. Mit den frühen Karolingern nimmt die Berufung auf Gott jedoch deutlich ab. Ein Autor wie Einhard, so A., habe durchaus vor Augen gehabt, dass die Eigenleistung eines Herrschers (z. B. als Heerführer) durch allzu große Hilfe Gottes in den Augen der Leser geschmälert werde. Das gilt sicherlich für Karl den Großen; für das 12. Jh. postuliert A. es auch für Friedrich Barbarossa (aufgrund der Chroniken von Otto/Rahewin), was mir jedoch etwas zu selektiv wahrgenommen erscheint.²

Die Gegenüberstellung von Parallelüberlieferungen zu einem bestimmten Ereignis (zumeist einem Konflikt) ist eine der Stärken des Buches. Als z. B. die Gegner Ludwigs des Frommen sterben, sieht Astronomus deutlich Gottes Beistand am Werk, Thegan hingegen nicht (S. 79). Für die slawischen Heidenmission im Norden Deutschlands (11./12. Jh.) stellt A. fest, dass Adam und Helmold die Habgier der Sachsen als dem Missionswerk äußerst schädlich interpretieren, während Arnold diesen Vorwurf bewusst übergibt. Er beschreibt die unterschiedlichen Darstellungen desselben Phänomens folgerichtig als

² Deutlich habe ich in meiner Habilitationsschrift u. a. die *Gesta Friderici* und den „frommen Herrscher“ vorgestellt: Vgl.: GRISCHA VERCAMER: Hochmittelalterliche Herrschaftspraxis im Spiegel der Geschichtsschreibung. Vorstellungen von „guter“ und „schlechter“ Herrschaft in England, Polen und dem Reich im 12./13. Jahrhundert, Wiesbaden 2020, S. 248–258, 655–665.

„Deutungskonkurrenzen“ (S. 251) – also feine Anpassungen der Autoren, die meist jeweils nur aus ihrer Entstehungszeit und Intention heraus verständlich sind.

Sehr interessant zu beobachten ist, dass Autoren wie Thietmar und Brun von Querfurt das frühe Versterben der beiden Kaiser Otto II. und Otto III. (sie wurden nur 28 bzw. 23 Jahre alt) keineswegs mit einem sündhaften Leben oder einer Strafe Gottes in Zusammenhang bringen, sondern eher eine anonyme Kollektivschuld sehen (S. 136). Fast solitär bleibt laut A. die Strategie des in der zweiten Hälfte des 11. Jh. schreibenden Klerikers Bruno (*De bello Saxico*), den Kampf seiner Landsleute (der aufständischen Sachsen, die gegen Heinrich IV. verloren) einerseits als gerecht einzuschätzen, da die Sachsen schuldlos seien, ihnen aber andererseits die Hilfe Gottes abzusprechen (S. 156). Für den späteren Investiturstreit zieht er die *Libelli de Lite* (Streitschriften) heran, in denen die Gegner nicht mehr durch den unmittelbaren Verweis auf die Strafe Gottes direkt diffamiert werden, sondern normative, bibelgestützte Argumente zum Tragen kommen. A. sieht das als eine Entwicklung der Zeit an, geht aber leider mit keinem Wort auf die unterschiedlichen Gattungen (Streitschriften vs. Chroniken) ein.

Für das Ende der Salierzeit weist er zu Recht darauf hin, dass sich mit der Eroberung des Heiligen Landes ein neues Narrativ etablierte: Der Tod beim Kampf gegen die Muslime ist geradezu gottgewollt (gilt also nicht mehr als Bestrafung) – die Belohnung werde gewiss im Jenseits erfolgen. Im abschließenden Stauferkapitel zeigt A., dass viele Autoren bei der Interpretation eines Ereignisses eine doppelte Argumentationstechnik anwenden: Zunächst werden Bibelparallelen zitiert, dann berichten weithin respektierte Persönlichkeiten dem Autor. Dieses Kapitel ist jedoch schwächer als die vorhergehenden und zeugt von einer gewissen Inkohärenz: Bei den slawischen Missionschroniken von Adam, Helmold, Arnold, die breiter dargestellt werden, fällt A.s Fokus auf königlich/kaiserliche Protagonisten völlig aus bzw. verschiebt sich auf Herzöge, Grafen und Missionare. Beim langjährigen Konflikt Friedrichs II. mit dem Papsttum werden erneut andere Textgattungen (Manifeste und Briefe) herangezogen, die einer ganz anderen inneren Logik folgen. Eine unreflektierte Übertragung der dort angewendeten Stilmittel auf die Historiografie, die ansonsten im Mittelpunkt steht, verbietet sich eigentlich von selbst.

Im Resümee hält A. fest, dass er keine grundsätzlichen Veränderungen bei der Darstellung von Gottes Beistand bzw. Zorn ausmachen konnte, dass es aber durchaus zeitliche „Konjunkturen“ gab, wo der Beistand besonders betont wurde, wenn es um existenzielle Themen für die Kirche ging (Mission, Heidenbekämpfung, Kreuzzug, Kampf mit weltlicher Herrschaft). Hier hätte vielleicht noch etwas mehr differenziert werden können, die oben angesprochene Gattungs- und Fokusschärfe gerade für die Kapitel zum späten 11. sowie zum 12. und 13. Jh. erschwert dies aber ohnehin. Zweitens seien die Rezipienten längst nicht jedem Narrativ vorbehaltlos gefolgt – die Chronisten mussten sich also durchaus rechtfertigen, konnten sich nicht alles erlauben. Er vertieft diese Feststellung jedoch nicht, dabei hätte die nähere Beschäftigung mit dieser überaus wichtigen Dichotomie sehr zur Präzision beigetragen: das Wirken Gottes in der Welt vs. den Zweifel, dass alles auf Gott zurückgeführt werden kann, quasi prädestiniert ist. Hierbei ist entscheidend, dass es die Zeitgenossen beim Rezipieren der Chroniken verwundert haben muss, dass immer die „Anderen“ von Gottes Zorn getroffen wurden. Der Vf. führt dazu aus: „Zumindest in den Führungsschichten, auf deren Quellen die Aussagen dieser Studie beruhen, war daher die Wirkung der Rede vom Eingreifen Gottes in der Welt deutlich limitiert.“ (S. 278) Zentral sei der „Evidenzanspruch“ (S. 278) gewesen, der von den Chronisten nur inkonsequent durchgehalten worden sei, da eine angebliche Evidenz eben auch für eine politische Vereinnahmung genutzt werden konnte und von den Eliten durchaus kritisch gesehen wurde: „Hypothesen über göttliche Eingriffe in die Welt haben die gewachsenen weltlichen Ordnungen und Bindungen der mittelalterlichen Gesellschaft vielleicht irritieren, sie aber nicht nachhaltig erschüttern können“ (S. 282). Wenn die Eliten also derartigen Narrativen und einer einseitigen historiografischen Darstellung kritisch gegenüberstanden, muss die Frage doch lauten: Warum wurde diese Erzähltradition von dem transzendentalen Eingriff über

Jahrhunderte – offenbar erfolgreich – fortgesetzt? Dieser Widerspruch wird leider nicht aufgelöst.

Zu der von ihm eingangs als zentral aufgeworfenen Frage, in welchem Ausmaße Parteizugehörigkeit Wertung beeinflusste, zieht A. das Fazit: „Mögliche Bestrafungen der eigenen Partei durch Gott verschwieg man entweder oder versuchte sie durch Deutungsanstrengungen zu bewältigen und ins Positive zu wenden. Bei Gegnern hatten dagegen alle Parteien keinen Skrupel, ihnen Strafen oder sogar die Rache Gottes zu bescheinigen“ (S. 279). Diese abschließende Feststellung ist, angesichts der wertvollen Einzelbeobachtungen aus den vorhergehenden Kapiteln, doch etwas zu banal – eigentlich läuft es auf eine anthropologische Konstante hinaus: Meine Partei ist gut, die anderen Partei ist schlecht! Hier kommt eine zentrale Schwäche des Werks deutlich zum Vorschein: Es fehlen leider klare Kriterien für die Analyse der diversen Quellenpassagen, die eine präzisere Differenzierung erlaubt hätten. Vielleicht ist das ein wenig der Verlagsstrategie mit Blick auf ein breiteres Publikum geschuldet – zu bedauern ist es dennoch. Das Fazit lautet daher: viele interessante Einzelbeobachtungen, viele gute Einzelanalysen der Quellen, aber eine deutlich schwächere Zusammenführung in einer abschließenden Interpretation des ausgedehnten Materials.

Chemnitz

Grischa Vercaemer

(Trans)Missions: Monasteries as Sites of Cultural Transfers. Hrsg. von Monika Brenišínová. Archaeopress. Oxford 2022. XVI, 166 S., 39 Ill. ISBN 978-1-80327-324-2. (€ 35,-.)

Vorliegender, gut illustrierter Band, hrsg. von der – wie auch die meisten übrigen Beiträge – an der Karls-Universität Prag tätigen Kulturwissenschaftlerin Monika Brenišínová, fasst die anlässlich eines 2017 am Zentrum für Ibero-Amerikanische Studien an der Karls-Universität abgehaltenen Workshops präsentierten Forschungen zu den von Klöstern ausgehenden religiösen, kulturellen und wissenschaftlichen Transferprozesse und Einflüsse zusammen. Der Ansatz dieser Forschungen ist dementsprechend interdisziplinär: Die insgesamt neun auf Englisch verfassten Beiträge des Bandes legen – dem Hintergrund der Autoren bzw. ihrer universitären Verankerungen entsprechend – einen Schwerpunkt auf die tschechischen und ibero-amerikanischen Gegebenheiten.

Brenišínová und Markéta Křížová's ausführliche Einleitung betont die wegweisende und entscheidende Rolle der monastischen Welt für die Entwicklung der Kultur Europas und darüber hinaus. Das Thema der durch Klöster angestoßenen, bestimmten und beeinflussten kulturellen Prozesse ist daher nur im globalen Kontext zu verorten und zu untersuchen. Dabei wird von den Vf. die Bedeutung des monastischen Lebens bzw. des Zusammenlebens nach einer genau formulierten Regel herausgestellt. Dementsprechend erfolgt auch ein Verweis auf die unterschiedlichen Organisationsformen, Regelwerke und Ziele der christlichen Mönchsorden. Ebenso berücksichtigt werden zudem die weltlichen Orden.

Im Kontext der Betrachtung von „(Trans)Missions: Monasteries as sites of Cultural Transfers“ ist es unvermeidlich, einen Schwerpunkt auf das Profil der Missionstätigkeit der Mönchsorden und die damit ausgelösten bzw. massiv vorangetriebenen Einflussnahmen auf inner- und außereuropäische Entwicklungen zu legen und die Bedeutung von Klöstern als Determinanten für lokale Religiosität und Kulturlandschaft zu untersuchen. Der Bogen der berücksichtigten Aspekte und Medien der Transferprozesse spannt sich dabei von der Zirkulation von Manuskripten über die Implementierung ikonografischer Programme, die sorgfältig geplante Durchführung von Prozessionen und öffentlichen Riten bis hin zu Übersetzungen, gefilterter Informationsauswahl und mündlicher Tradierung.

Auf der Metaebene können damit Klöster als Schlüsselinstrumente katholischer Transferprozesse sowie der Missions-, Erziehungs- und Bildungsarbeit verortet werden. Im konkreten Fall waren es häufig Mönche bzw. den Mönchsorden zugehörige Missionare, welche – durch die Verschriftung und Tradierung ihrer Aktivitäten – für das heimische Publi-